

Warum Treue Veränderung braucht

Bereits die frühen Christen haben zur Glaubensverkündigung die Botschaft Jesu übersetzt

Der Theologe und Philosoph Gianluca De Candia geht in seinem neuen Buch „Die Dynamik des Wortes. Fortwährende Übersetzung als Prinzip christlicher Überlieferung“ der grundlegenden Frage „Wie lässt sich die katholische Tradition als lebendiger Übersetzungsprozess verstehen?“ nach. Im Gespräch mit der Kirchenzeitung erläutert er diesen Prozess.

K Professor De Candia, wenn wir über Tradition sprechen, begegnen wir oft einem Spannungsfeld: Kontinuität auf der einen, Diskontinuität auf der anderen Seite. Was steckt dahinter?

GIANLUCA DE CANDIA: Diese Spannung bildet den Pulsschlag jedes lebendigen Traditionsverständnisses – sie ist das Zeichen seiner *Bedeutsamkeit* für die Gegenwart. Der gläubige Mensch wächst in ein zustimmungsfähiges, gemeinschaftlich geteiltes Netz überlieferter Überzeugungen hinein. Er nimmt teil an einer Bedeutsamerfahrung sowie an einer Bekenntnissemantik, die in ihrem kerygmatischen Kern für die Glaubensgemeinschaft gestern gegolten hat, heute gilt und morgen gelten wird. Doch das Kerygma – die Verkündigung – erreicht uns immer nur vermittelt durch ihre erweiterte konfessionelle Auslegungsgeschichte.

K Doch wie verhält es sich mit der Diskontinuität?

DE CANDIA: Stellen Sie sich vor, wir nähern uns einer Frage mit einem bestimmten Bestand an Meinungen oder Überzeugungen. Jeder Interpretationsprozess des Tradierten bedeutet dabei immer auch Aneignung, Anwendung und Korrektur: Wir verschieben, ergänzen oder modifizieren unsere Ansichten, geben manche auf und nehmen neue hinzu. Das ist ein echter Dialog, weil er sich wechselseitig zwischen dem kollektiven Ich der Kirche und dem Überlieferten vollzieht. Es bleibt also nicht alles beim Alten, sondern

verändert sich fortwährend – allerdings nicht im Tradierten selbst, etwa der Bibel –, sondern in uns. „Die Zeiten ändern sich (...), wir sind die Zeiten“, sagt der heilige Augustinus – wie Papst Leo XIV. kürzlich in Erinnerung gerufen hat.

K Wo zeigt sich diese Diskontinuität am deutlichsten?

DE CANDIA: Wer einen Blick in die Geschichte der Theologie wirft, erkennt: Es gibt durchaus Linien der Diskontinuität in den Denkformen, mit denen diese oder jene kirchliche Lehre reflektiert und erklärt wurde. Ebenso zeigen sich Veränderungen in der Art und Weise, wie das katholische Lehramt induktiv bestimmte theologische Überzeugungen auf neue Entwicklungen und Fragen angewandt hat, die das bisherige Antwortrepertoire infrage stellten.

K Können Sie das an einem Beispiel verdeutlichen?

DE CANDIA: Ein Blick auf das Zweite Vatikanische Konzil macht dies besonders anschaulich. Das Konzil hat ausdrücklich betont, keine neuen Dogmen formulieren zu wollen. Es ging darum, das bestehende Glaubensbewusstsein in die Gegenwart neu zu verorten.

K Warum beginnen Sie Ihr Buch „Die Dynamik des Wortes“ eigentlich mit einem Blick auf den Umgang mit Fremdsprachen in der Antike?

DE CANDIA: Mir ist es wichtig, gleich zu Beginn die besondere Offenheit der ersten Christen für Übersetzungen der kanonisch werdenden Schriften hervorzuheben – denn das war alles andere als selbstverständlich! Schauen wir etwa auf das Judentum oder später den Islam: Dort gilt die Originalsprache der religiös-normativen Schriften selbst als heilig. Schriftliche Wort-für-Wort-Übertragungen galten als Verlust – in bestimmten Fällen sogar als Sakrileg. Das Christentum hingegen geht hier einen ganz eigenen Weg. Schon früh übersetzten Christen die Paulusbriefe und dann die Evangelien in verschiedene Sprachen. Sie knüpften zwar an jüdisch-hellenistische Traditionen wie die Septuaginta an, gingen aber noch einen Schritt weiter: Für sie war die Übersetzbarkeit der Schriften kein Mangel, sondern ein echtes Identitätsmerkmal. Daran zeigt sich: Das Christentum ist von Beginn an eine Religion des Wortes und der Übersetzbarkeit.

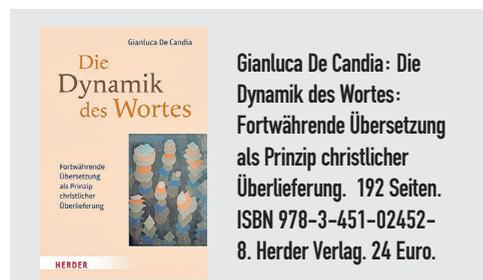
Das ist kein bloßer historischer Zufall, sondern Teil des theologischen Selbstverständnisses.

K Worin liegt eigentlich diese besondere Offenheit der Christen für Übersetzungen begründet?

DE CANDIA: Im Zentrum des Christentums steht nicht ein heiliger Text, sondern eine Person: Jesus Christus, der Mensch gewordene Gott. Die Offenbarung Gottes ist also an eine lebendige Person gebunden, nicht an eine bestimmte Sprache. Das macht einen entscheidenden Unterschied. Die Verkündigung der Auferstehung Jesu soll wirklich jede und jeden erreichen können, unabhängig von ethnischer Zugehörigkeit, und darf deshalb in jede Sprache der Welt übersetzt werden.

K Eine der zentralen Aussagen Ihres Buches lautet, dass das Neue Testament selbst eine Form von Übersetzung ist. Was genau meinen Sie damit?

DE CANDIA: Ich plädiere für ein vielschichtiges Verständnis von Übersetzung, das keineswegs auf sprachliche Aspekte beschränkt ist. Bevor die ersten Zeilen des Neuen Testaments überhaupt niedergeschrieben wurden, lebten die frühen Christen ihren Glauben in einem fortwährenden Prozess des Übersetzens – und zwar nicht nur von einer Sprache in die andere, sondern vor allem von persönlichen Erfahrungen in Worte. Die Auferstehungszeugen haben ihre Bedeutsamerfahrungen, die einen starken Appell enthielten, immer wieder neu in Worte gefasst, weitergegeben und bis hin zum Martyrium bezeugt. Sie haben das, was sie erlebt hatten, „vor Augen geführt“ und vergegenwärtigt – stets im Verhältnis zu ihrer jüdischen Herkunft und angepasst an die jeweiligen Situationen der Gemeinden. Dabei ging es keineswegs darum, die Verkündigung beliebig zu machen. Gerade diese Fähigkeit zur situationsgerechten Vermittlung macht das Christentum von Anfang an so lebendig und universell verständlich.



Prof. Dr. Gianluca De Candia ist deutsch-italienischer Philosoph und Theologe und lehrt Philosophie und Dialog mit der Gegenwartskultur an der Kölner Hochschule für Katholische Theologie.

